

Blätter für den häuslichen Kreis

Objektyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 16

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Blätter für den häuslichen Kreis

Wänn d'Sunn erwachtet.

(Zürcher Dialekt).

Nachdruck verboten.

D'Schneerose ¹⁾ blüeh: t scho wieder,
De Winter ischt verby;
Es gahd nu na es Rungli,
So chunnt de Sunneschj;

Und chlopfet a mos Lädli
Und seir: „Stand uf, 's ischt Zyt!
„G'hörst nüt, wie d'Vögel singet
„Und wie das luschtig chyt ²⁾ —“

Und d' Beiel am Rainli,
Die strecket d' Chöpfli au;
Ja Sunne, liebe Sunne,
Du bist e gueti Frau!

Du machst de Bergbach z'gumppe,
Lahst d' Blueme-n-uf erstah; —

1) Weiße Nießwurz (Helleborus). 2) tönt.

Wem wett by all' de Lätlig
Nüo fälber 's Härz usgah? —

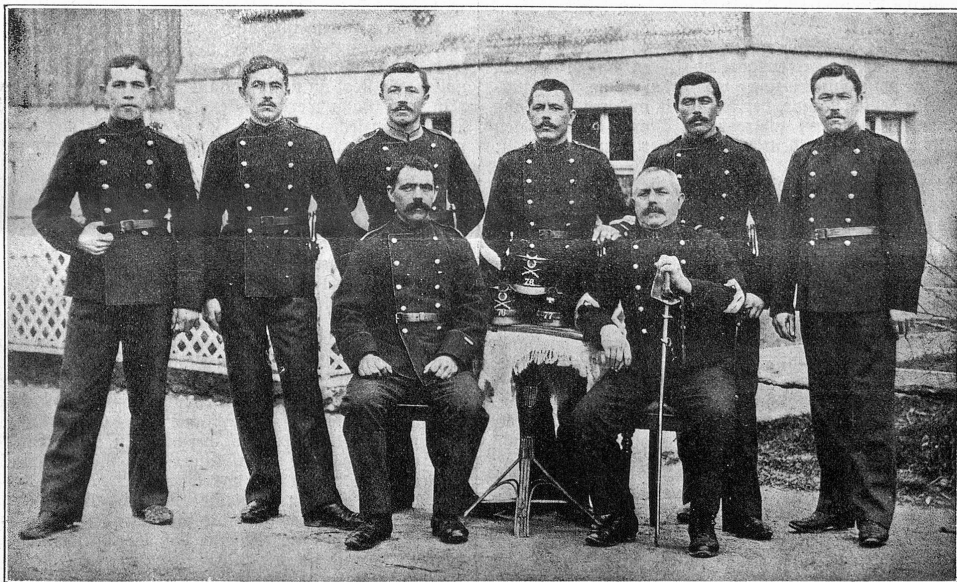
Los! — 's Better Ruedi's Heiri,
En stramme Träng-Soldat,
Hä-i vor 's Anneli's Hüüsli
G'feh, gef'hter z'Abig spat!

Er ischt go liechtere ³⁾ zue-n-em
Bis fröh am halbi drüü;
Da hät de Guggel chrahel —
's ischt Zyt jekt — „Güggehüh!“

's ischt nüt degäge z'mache,
De Fröhlig ischt halt da!
Und d'Liebi möcht im Härze
Jekt gern d'r Zug ha!

Otto Thalman, Zürich.

3) Zu Rilt geben.



Eine Soldatenfamilie. Heinrich Müller, wohnhaft in der St. gallischen Gemeinde Wartau mit seinen sieben militärdienstpflichtigen Söhnen.

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

18

(Nachdruck verboten.)

So zart und sanft, ja nachgiebig Frau Maria schien, so gehörte sie doch unter die Kategorie von Menschen, die ihren Willen stets und sicher durchsetzen. Nicht mit Gewalt, sondern durch sanftes Drängen und Vorrücken. Die so geartet sind, beseitigen ein Hindernis nach dem andern, schieben es leicht beiseite, überwinden ein zweites und drittes. Dabei sind diese Stillen ihres Weges aber durchaus nicht sicher, schwanken hin und her, wollen und wollen nicht, sind einen Augenblick fest, und misstrauen im nächsten ihrem eigenen Ziele. Im Grunde sind sie aber längst entschlossen, das zu tun, was ihnen angenehm oder wünschenswert erscheint.

Um aber vollkommen mit sich selbst zufrieden sein zu können, wollen sie auch noch das zustimmende Urteil anderer haben, und locken es meist recht geschickt aus ihrer Umgebung heraus. Stimmt ihnen niemand zu, so machen sie doch was sie wollen, dann aber mit einem Gefühl des Unbehagens.

So erging es Frau Maria Amman mit dem Wunsche, sich von der Doktorin behandeln zu lassen. Obgleich sie Berene nachdrücklich widersprach, wenn sie ihr dazu riet, war sie innerlich doch entschlossen, den Rat der berühmten Frau einzuholen. Des Widerstandes von Mann und Sohn gewiß, wollte sie sich von anderer Seite die Zustimmung zu ihrem Vorhaben holen, um sich vor ihrem eigenen Gewissen zu rechtfertigen. Sie beschloß, die erwartete Freundin, Süßette Klingelin, zu befragen und ihren Rat zu befolgen.

Schwester Lydia hatte unter einem Kastanienbaum ein einladendes Plätzchen für ihre Pflegebefohlene hergerichtet, einen Tisch, mit einem gelb und weiß gewürfelten Teetuch bedeckt, und zwei Stühle und zwei Schemel dazugesetzt.

Dort erwartete Marie Amman ihre Vertraute, die sie bei einem Armenbesuch kennen gelernt. Obgleich Süßette Protestantin war, hatten sie sich doch innig befreundet.

Maria Amman brauchte nicht lange zu warten, denn gewissenhaft wie das alte Fräulein war, tauchte ihr schwarzer Hut mit der mageren, violetten Feder darauf, punkt drei Uhr über den Blumen der Halbe auf. Dem Hut folgte ein unbeschreiblich dürres Figürchen, und darnach erschien auf dem Hof die winzige, mit trippelnden Schritten dahertänzende Jungfer Süßette.

Da sie eine graue Brille trug, eine stark gebogene Nase, und eine hängende Unterlippe hatte, so glich sie einer Schleiereule, wozu ihr braunes Kleid mit den weißen Flecken ebenfalls beitrug.

Wer sich aber die Mühe nahm, Süßettens Gesicht genauer zu betrachten, wer die Herzensgüte aus ihren Augen leuchten sah, wer ihre von Zufriedenheit verklärten Züge, ihr glückliches Lächeln deuten konnte, der las nichts anderes mehr aus dem kleinen, runden, mit zahlreichen Fältchen durchfurchten Gesicht, als was er aus dem Antlitz seiner Mutter gelesen: Liebe.

Süßette Klingelin war die freiwillige Helferin des ganzen Städtchens. Daneben hatte sie ihre Tante, dann den uralten Onkel bis zu seinem Tode gepflegt, und pflegte jetzt dessen Base, ein ebenfalls sehr altes Fräulein und, mit derselben Treue, die ehrwürdige, sechzehnjährige Hausstake, die vor Alter blind war, und nicht mehr allein essen konnte. Um diese Stake zu einer bestimmten Stunde zu füttern, verließ Süßette jede, auch die liebste Gesellschaft ohne Murren.

Sie reichte Maria Amman ihre kleine, verhußelte Hand. „Liebe, wie geht es dir?“ fragte sie mit einer Stimme, die so dünn war, daß man das Gefühl hatte, als gingen die Worte an einem Faden. „Gut, nicht wahr? Unter den herrlichen Bäumen und dem blauen Himmel! Sieh, da habe ich etwas für dich.“ Sie zog aus ihrem großen, grünen, mit Punkten überfüllten Säcklein eine kleine Schrift: „Das Leiden: Eine Himmelsleiter für Gläubige“, und gab es der Freundin.

Dann entledigte sie sich ihres Hutes, legte den Altmodischen auf den Tisch, die Bindebänder sorglich darin verborgen, und strich sich liebevoll über die beiden Zöpflein, die sie um die Ohren gelegt trug, immer noch so, wie ihre liebe Mutter ihr einstmals die Haare geordnet.

„Liebe, es ist herrlich hier oben“, rief sie dankbar entzückt. „Ach ja“, seufzte Maria, „wenn die Schmerzen nicht wären.“

„Leidest du immer noch, Maria, du Gute? Ist dir denn gar nicht zu helfen?“

„Es wäre mir schon zu helfen“, sagte Frau Maria unsicher. „Ich wüßte wohl jemand, der mir helfen könnte wenn Gott seinen Segen dazu gäbe.“

„Wer denn?“ fragte Süßette, nahm ihr Strickzeug aus dem grünen Sack und begann trotz der Hitze so eifrig zu stricken, daß die Nadeln klirrten.

„Die Wunderdoktorin, die Zuberbühler“, sagte Maria, „was meinst du, wenn ich sie befragte? Sie hilft so vielen.“

„Liebe“, sagte zögernd Süßette, „das ist so eine Sache“. Sie rutschte auf ihrem Stuhl hin und her, denn sie liebte es nicht, den Leuten abzuraten. „Was sagt denn dein Mann dazu, der gute Klaus?“

„Ach“, sagte Maria, „das kannst du dir denken, daß er als Apotheker dagegen ist.“

„Liebe, Liebe, dann kann ich dir auch nicht dazu raten“, rief Süßette mit ihrer dünnen Stimme. Aengstlich sah sie die Freundin an. „Da kann ich nicht sagen: Geh hin und laß dir helfen! Nein, Liebe, das ist nicht Gottes Wille! Er hält es für gut, dich hier, trotz der Hilfe des lieben Doktor Uli von deinem Leiden nicht zu befreien. Dein Mann ist dagegen, daß du die Doktorin befragst; ach, meine Gute, ich kann es nicht anders ansehen, als daß der Allmächtige Wichtiges mit dir vor hat, zu dem er dich durch Leiden führen will.“

„Aber, Süßette! Könnte er mich nicht gerade durch die Zuberbühler heilen wollen? Vielleicht ist das seine Absicht? Vielleicht nimmt er dann die Strafe von mir, die er mir auferlegt, weil ich meinen lieben Klaus heiratete, statt eines Rechtgläubigen? Vielleicht will er durch die Doktorin an mir ein Wunder tun!“

„Liebe, du irrst dich. Gegen Klaus' ausdrücklichen Willen mußt du das nicht versuchen.“

„Sage mir, Süßette, glaubst du an der Zuberbühler Kuren und Heilungen?“

„O ja, ich habe schon manche miterlebt, an Leuten, die ich pflegen half. Aber warum willst du eigentlich gesund werden, Beste? Wir nähern uns den Sechzigern, und dürfen hoffen, bald erlöst zu werden.“ Sie faltete die Hände und sah mit einem glücklichen Ausdruck zum Himmel auf. Maria Amman machte große Augen.

„Warum? Weil ich gerne lebe! Ist dir denn der Gedanke an den Tod eine Freude?“

„Mir!“ rief Süßette, und ihr Gesicht verklärte sich. „Die größte, die es für mich auf Erden geben kann! Dann darf ich ja hinauf zu Ihm, darf unter seinen Engeln leben, und weiß nichts mehr von Sünde. Liebe, Liebe, da gibt es kein Leid und keine Schmerzen mehr, wie sollte ich mich da nicht nach dem Tode sehnen? Täglich bitte ich Gott, mich bald zu sich zu nehmen, und mich nicht alt werden zu lassen.“

„Ihr Ringelins werdet ja alle alt“, warf Maria ein.

„Ja, das werden wir leider“, sagte Süßette kimmervoll. „Es liegt an unserm Haus“. Sie strichte, daß es klirrte. „In dem Haus werden alle alt. Liebe, denke dir, daß die Tante selig sechsundachtzig Jahre alt wurde, der Onkel zweiundneunzig und seine Base, die Wilhelmine, ist jetzt auch schon neunundsiebzig.“

„Ja, du hast eine rechte Last mit ihr.“

„Ach, nein, Maria, nein, gar nicht. Sie lebt so gern. Gerade wie du. Alle lebten sie gern in dem alten Hause. Und denk dir, Maria, meine Gute, unsere Kaze feiert auch schon ihren sechzehnten Geburtstag. Das ist uralt für eine Kaze. Uralt. Und weißt du, was ich will?“ Sie sah mit ihren runden Augen unter den dunklen Brillengläsern zur Freundin auf. „Ich will das Haus verkaufen. Es gehört mir, der Onkel hat es mir vermacht. Wirklich, Maria, ich will mich von allem irdischen Land losmachen, vielleicht würdigt mich Gott dann, zu seiner Herrlichkeit einzugehen. Sie lehnte sich zurück, legte ihren kleinen Kopf auf die eine Schulter und sah verklärt zum Himmel auf. Ein grünes weiches Würmchen fiel vom Baum herunter in ihren Schoß. Das wedte sie aus ihrer Verzückung. Sie nahm es mit spitzen Fingern und trug es in das Gras.“

Maria Amman schmiegte ächzend ihren Kopf in die Kissen und strich sich über die schmerzenden Schläfen.

„Du glaubst also, Süßette, daß die Doktorin mich heilen könnte?“ fragte sie gespannt.

„Gewiß, Liebe, wenn Gott es so beschloßen hat. Er tut durch sie Wunder. Sie ist sein Werkzeug. Ob Arzt, ob Doktorin, Gott kann durch beide zu dir reden und dich von deinen Schmerzen erlösen. Aber ich rate dir davon ab, es zu versuchen. Du würdest den guten Klaus verlegen. Es wäre nicht recht.“

„Süßette. Klaus hat kein Heilmittel unversucht gelassen. Verene hat monatelang Gott in der Kirche für mich angefleht. Es half, aber es hilft nicht mehr. Gott hat mich vergessen. Doktor Zuberbühler tut was er kann mit Massieren, Elektrifizieren und Einreiben. Es nützt nicht mehr als das Beten. Darf man mir da meine einzige Hoffnung nehmen?“ Süßettens Gesicht nahm einen überaus gequälten Ausdruck an. Sie nahm Marias Hand.

„Liebste, Allerliebste, warum fragst du mich? Du willst ja hören, und ich kann nicht Ja sagen.“ Ihre Augen feuchterten sich, und zwei schwere Tränen rollten unter der grauen Brille hervor auf das Strickzeug. „Ich will für dich beten, du Teure. Tue es auch, vielleicht erhört dich Gott.“ Sie wischte mit einem leinenen Tuch die Träne weg und strich sich dann über die Zöpfelein. „Lies die ‚Himmelsleiter‘, Beste, das wird deinem Herzen wohl tun.“ Sie begann mit ihrem Mäufestimmchen aus der kleinen Schrift vorzulesen.

Da sie stets den Anfang eines Satzes mit erhobener Stimme las, sie beim Schluß aber sinken ließ, so war der Genuß gering. Aber wer hätte das Herz gehabt, Süßette Klingelin zu unterbrechen, wenn sie mit ganzer Seele beim Lesen war?

Schwester Lydia tat es, denn sie brachte das Kaffeebrett. Sie hatte freundlicherweise auch für die allbekannte und allbeliebte Süßette eine Tasse und einen Teller mitgebracht, ordnete nun das Geschirr auf da Tischen, stellte den Kaffee unter einen Wärmer, und bedeckte die Butter mit einem grasgrünen Kohlblatt. „Wohl bekomm's!“ wünschte sie im Weggehen.

Die beiden Freundinnen genossen nun friedlich ihren Kaffee, und aßen Honig und Butter dazu. Süßette knetete beides durcheinander und strich das Gemisch auf lange Brotstangen, die sie sich zurechtschnitt. Sie machte viel Komplimente, ehe sie zugriff, aß winzige Bissen Brot und trank kleine Schlücklein Kaffee. Dabei sah sie jedesmal, wie ein Vogel, dankbar zum Himmel auf, beinahe mit einem schlechten Gewissen um aller derer willen, denen es nicht so gut ging wie ihr.

Genau um fünf Uhr nahm Süßette Abschied von Frau Maria.

„Liebe, überlege es dir mit der Doktorin. Durch ein Unrecht an deinem Mann darfst du nicht gesund werden.“ Das war ihr Abschiedswort. Dann trippelte sie die Halde hinunter. Ihr violettes, zerrupptes Federchen zitterte noch einen Augenblick durch die Halme. Dann verschwand es ganz.

Unter dem Kastanienbaum schloß Frau Maria müde die Augen und nahm sich vor, mit ihrer treuen Verene die Sache wegen der Wunderdoktorin zu besprechen. Ihrer Zustimmung war sie sicher.

Sie wurde aus ihren Gedanken durch den Besuch von Doktor Andermatt aufgeschreckt, der an sie herantrat und seine Bärangehalt zu einem Rückling zwang.

„Gehorsamer Diener, liebe Frau Amman, gehorsamer Diener!“ begrüßte er sie in seiner altmodischen Weise. „Wie gehts, wie stehts? Noch alles beim alten, wie unser junger Freund mir gesagt hat? Was wollen Sie, ein Uebel, wie das Ihre, das schon so eingerissen ist, beseitigen ein paar kurze Wochen nicht. Und daheim? Was macht unser Brautpaar?“ Maria Amman hob den Kopf bei dem beliebten Thema.

„Nächsten Monat, am 18. Oktober, ist die Hochzeit. Aber das wissen Sie ja, Doktor, Sie kommen ja auch mit Ihrer Frau und Madelene.“

„Ja, ja, natürlich, gerne.“ Andermatt dienerte. „Und wie gedenken Sie es mit der Brautmutter, der Frau Zuberbühler, zu halten? Unser guter Klaus wird Funken sprühen, wenn er mit ihr zusammentrifft.“

„Sie hat uns durch Sufi sagen lassen, daß sie an der kirchlichen Feier teilnehmen werde, und durch ihren Sohn, den Doktor Uli, geführt zu werden wünsche. An dem Essen gedente sie nicht amesend zu sein. Es tut mir leid, daß sie durch uns so verletzt worden ist“, fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu.

„Die Frau hat Rasse“, sagte Dr. Andermatt händeringend. „Sie gefällt mir, wenn ich auch von Staats und Berufs wegen ihr bitterster Feind sein sollte. Die Frau ist ein Original, ein, ein Charakter.“ Erstaunt sah Frau Maria ihn an.

„Glauben Sie denn an ihre Heilungen?“ fragte sie.

„Glauben! Glauben! Was heißt glauben? Wissen, da-

rauf kommt es an. Ich glaube an ihre Heilungen, weil ich sie nicht zehnmal, nein, hundertmal im Laufe der Jahre an meinen eigenen Patienten erleben mußte.“

„Was mag denn nur in dem ‚Erlöser‘ sein, daß er allen hilft?“ fragte Frau Amman.

„Im ‚Erlöser‘!“, schrie Dr. Andermatt, und schlug sich aufs Knie. „Warum nicht gar, im ‚Erlöser‘! Der ist eine gute Heilsalbe, wie andere auch. Dummes Zeug! Die Frau ist's, die heilt! In der Frau steckt's! Einen Willen hat die Frau, einen Blick für ihre Kranken, einen Spürsinn, eine Kraft — es reicht für drei!“

„Der Klaus redet anders über sie“, sagte Frau Maria, glücklich über des Doktors Reden, die sie in ihrem Beschluß bestärkten.

„Der Klaus! Liebe, verehrte Frau! Er ist der beste Mensch unter der Sonne, aber daß er der Zuberbühler Gerechtigkeit angedeihen lasse, das müssen Sie nicht von ihm erwarten. Das kann er gar nicht. Dazu ist er zu impulsiv in seinen Abneigungen, zu subjektiv, zu sehr Apotheker, und was weiß ich noch alles. Grüßen Sie ihn übrigens von mir.“ Maria nickte.

„Ich will noch zu Doktor Uli“, sagte Andermatt, „ich habe allerlei mit ihm zu besprechen. Gehorsamer Diener, Frau Amman!“ Er schwang seinen breitrandigen Hut, nahm seinen Stock und ging auf das Haus zu, tiefe Spuren im Kies zurücklassend.

Geräuschlos öffnete und schloß er die schwere Haustüre und ging dann behutsam die Treppe hinauf. Wie anders alles war als zu seinen Zeiten. Das helle Licht, das kein Staubföckchen unentdeckt ließ, die gestrichenen, sauberen Wände, die großen geöffneten Fenster und vor allem die wohlgefüllten Räume. Andermatt schmunzelte. Im ersten Stock öffnete er einen Schrank, der mit weißer, duftender Wäsche bis oben gefüllt war. Er roch daran und nicht zufrieden mit dem Kopf. Dann schwenkte er in einen Seitengang ab und trat in die Küche ein. Alles sauber, alles in Ordnung. Kein Küchengeruch mehr in den Gängen, keine verdorbene Luft. Er rieb sich die Hände. „Es geht“, dachte er. Uli war in seine Präparate vertieft, als Doktor Andermatt eintrat. Die beiden Männer begrüßten sich mit Wärme.

„Es geht alles wie am Schnürchen, wie ich von Amman h. re.“, sagte der Alte.

„Es geht gut. Es scheint, daß davon geredet wird, wie rasch sich unser Haus gefüllt hat. Wahrhaftig, ich hätte es auch nicht für möglich gehalten, daß es uns so zuströmen würde.“

„Das Neue!“ warf Doktor Andermatt ein.

„Unten ist alles voll, im ersten Stock auch, nur oben sind ein paar Zimmer frei. Die Privatzimmer sind alle besetzt.“

„Kommen die Bauern?“

„Bauern auch. Doch sind sie in der Minderheit. Sie haben dicke Schädel und wechseln leicht weder Arzt noch Religion.“

„Also sind Sie zufrieden, Uli, und bereuen es nicht, meinem Rat gefolgt zu haben?“

„Wahrhaftig nicht. Ich wäre aber auch zufrieden, und würde es nicht bereuen, wenn ich es weniger gut hätte. Ich kam, einen Kampf zu kämpfen, und nun ist tiefster Friede. Dazu habe ich Glück, es sind ein paar Fälle da, die zu behandeln ich mir schon lange gewünscht habe.“

„Freut mich, freut mich! Wird hoffentlich immer noch besser kommen, besonders was Ihre Privatpraxis betrifft. Was ich fragen wollte: Beflagt sich Ihre Mutter? Spürt sie die Konkurrenz des Friedberges?“

„Das weiß ich nicht, Doktor Andermatt. Mutter und ich sehen uns nicht oft. Wir haben beide wenige Zeit. Ich gehe hie und da des Abends spät hin, aber dann sprechen wir nie von unseren Angelegenheiten, weder ich, noch sie. Das heißt, sie fragt mich regelmäßig darnach, ob ich zufrieden sei mit Praxis und Spital, und ich weiß, daß sie sich über meine Antwort freut.“

„Patente Frau“, rief Andermatt. „Ich sagte es eben zu Frau Amman.“

„Ob im Treuhof der Zulauf der Kranken abnimmt, weiß ich nicht“, fuhr Uli fort. „Ich scheue mich darnach zu fragen. Ich tue alles, was in meinen Kräften steht, um unserer Sache zum Aufschwung zu verhelfen, aber ich will lieber nicht wissen, ob ich meine Mutter damit schädige.“

„Sehr begreiflich“, stimmte Andermatt Uli zu. „Erlauben Sie mir ein Pfeifchen? Danke.“ Er zog ein kurzes



Ein Herkules. — Der riesige Ostpreuße Kornatz, der gegenwärtig in Berlin auftritt, führt einen Tauziehkampf gegen 12 Mann aus, die er besiegt.

Stummelchen aus der Tasche, stopfte es bedächtig und mit sorgfältiger Liebe, und zündete es an. Behaglich lehnte er sich in den Stuhl zurück, der für seinen breiten Rücken wie geschaffen war, paffte zufrieden und sah Uli an.

„Wissen Sie, daß solche Gegenströmungen für uns Aerzte recht nützlich sind?“

„Nützlich?“

„Ja. Ohne Wettbewerb kein Fortschritt.“

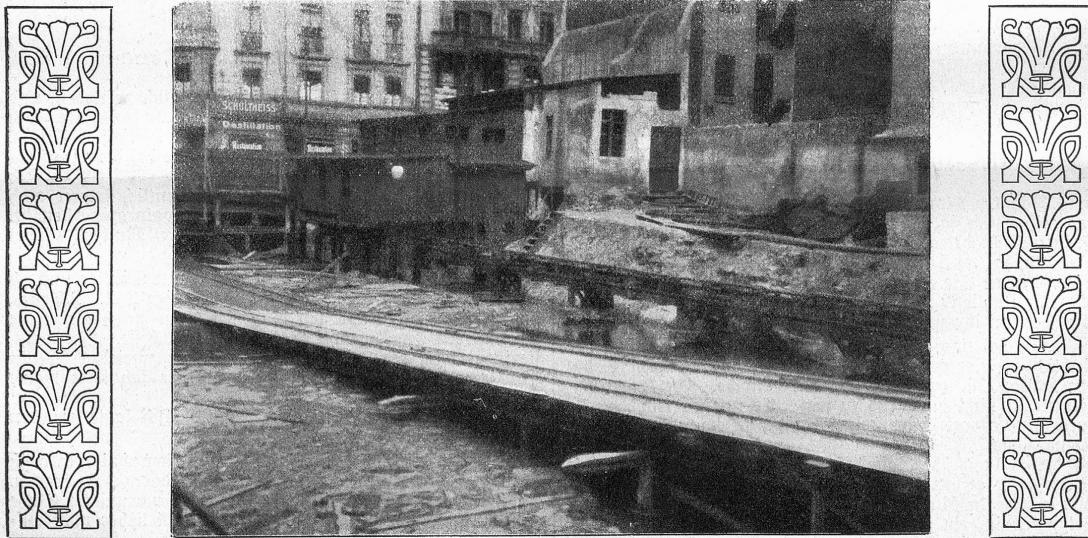
„Wettbewerb? Ich bitte Sie, haben wir den noch nötig? Wimmelt es nicht von Aerzten und Medizinstudierenden?“

„Leider! Leider! Nicht nur, daß einer dem andern das Brot wegnimmt, es schädigt auch den Stand. Denken Sie an den Arztstreik in Leipzig, an das öffentlich so genannte Arztproletariat in Berlin, und manche andere Erscheinung der medizinischen Ueberproduktion. Da heißt es

heutzutage bei allem: Nur das Beste ist gut genug! Wenn es irgendwo am Platz ist, dieses Wort anzuwenden, so ist es bei uns Aerzten der Fall. Jawohl, für unseren Beruf wären nur die Besten gut genug! Und doch meint jeder grüne Junge, er wolle es probieren, sitzt hinter die Bücher, hört Kollegien, macht sein Examen, und glaubt deshalb, er habe die Weisheit mit Löffeln gegessen. Eigenes tut er nicht dazu, Begeisterung ist ihm eine unbekannte Sache. In seinen Augen braucht ein Arzt nichts als den Dokortitel, wertvolle Bekanntschaften, eine reiche Frau, und die obligaten Patienten.“

„Doktor Andermatt war in Eifer geraten. Solche Berufsnullen waren ihm in der Seele zuwider. Er sah einen Augenblick vor sich hin und redete dann weiter:

„Sehen Sie, Uli, weil es sich so verhält, wie ich sage, deshalb können Erscheinungen wie Ihre Mutter Boden fassen.



Zur Ueberschwemmung der Berliner Untergrundbahn: — Einer der überschwemmten Untergrundbahnschächte, die bereits im Rohbau fertiggestellt waren. Hier stand das Wasser 6 bis 8 Meter tief.



Ueberschwemmung der Berliner Untergrundbahn durch Dambruch der Spree. Unser Bild zeigt die Stelle, an welcher der Dambruch eintrat. Von hier aus wälzten sich die Wasser der Spree in die Untergrundbahnschächte.

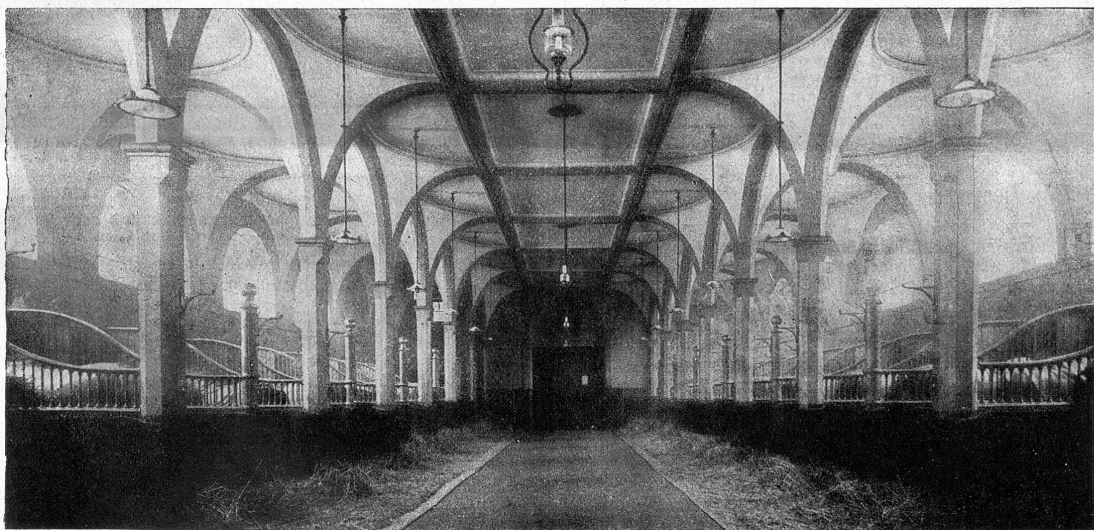
Sie tauchen überall auf, manchmal echt, wie unsere Wunderdoktorin, manchmal unecht. Das Volk spürt die Kälte und die Teilnahmslosigkeit so mancher Aerzte. Es verliert das Vertrauen, und wendet sich dann den Leuten aus seinem Stande zu, mit denen es auf du und du steht, und nicht instinktiv fühlt, daß es demjenigen, dem es sich angstvollen Herzens naht, nichts ist als ein Patient, den man abends in sein Buch einträgt. Andermatt paßt mächtige Wolken zur Decke.

„Sehen Sie, Uli, wenn wir klug wären, würden wir lernen von diesen ungelehrten, ursprünglichen, oft weit berühmten Laien-Doktoren und Doktorinnen, ganz besonders aber von solchen, wie Ihre Mutter eine ist.“

Einen Augenblick schwieg der alte Arzt erregt und

schenkte sich ein Glas Wasser ein. „Sehen Sie, lieber Freund“, fuhr er dann fort, „der kluge und wahrhaft gebildete Mensch lernt aus allem. Er wird bei jeder erfolgreich auftauchenden Erscheinung, bei jeder sich behauptenden Neuerung fragen: Woher der Erfolg, und wird sich diesen Erfolg zu Nutzen machen. Die Geistessträgen, die sich Ueberschätzenden, die Rückständigen, die Vorurteilsvollen dagegen schreien und toben und wehren sich: Wir wollen keine andern Götter neben uns haben. Und derweil schreitet das Neue über sie hinweg. Nun wollen wir auch bei Ihrer Mutter fragen: Woher der Erfolg. Woran liegt bei uns der Mißerfolg?“

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Marstall König Georg's 5. von England. Der große Stall der Pferde für den täglichen Gebrauch.

„Hahn im Korbe“.

Eine lustige Ostergeschichte von L. Birgell.

(Nachdruck verboten.)

„Gratuliere zu den Osterferien, Otto!“
 „Danke, danke, altes Haus! Ja — ja, die Ferien haben wir Gelehrten auch Kaufleuten voraus, ha, haha!“
 Es war am Osterjamstag und im Zentrum der Stadt, wo die beiden Freunde, der Professor Otto Heinzmann und der Großkaufmann Werner Lenz sich begegnet waren und einen Händedruck tauschten.

„Na, und noch anderes habt Ihr Gelehrten uns voraus“, meinte Lenz und zwinkerte verschmitzt mit den Augen; „der Professorentitel ist eine gute Empfehlung bei den Mamas heiratslustiger Töchter.“

„Wach keine schlechten Witze, Werner, —“
 „Schlechten Witze? Erlaube mal, es ist doch bekannt, Otto, daß du bei den Damen — Müttern wie Töchtern — „Hahn im Korbe“ bist, ha, haha!“

Ueber das verträumt-grüblerische Gesicht des jugendlichen Professors ging ein Ausdruck, als höre er etwas ganz Neues, ihm Unbekanntes.

Er war mit ganzer Seele Gelehrter, ging so völlig auf in seiner Wissenschaft, daß er für anderes und andere wenig Interesse hatte. Um die Damenwelt kümmerte er sich nicht mehr, als seine gesellschaftliche Stellung es erforderte. Er war blind für die liebevollen Blicke, welche Mütter und Töchter ihm schenkten, und vergaß über seinem Wissensdrang und Arbeitseifer völlig, daß er in einem Lebensalter stand, in dem das Wörtchen „Heirat“ eine Hauptrolle spielt.

„Du weißt Werner, ich bin kein Freund von Neckereien! Wenn du diese Tonart weiter spielst, verdirbst du es mit mir gründlich.“

„Um Gottes willen, Otto, werde nicht ungemütlich! Ich schweige ja schon über das verpönte Thema! — Apropos — Du kommst doch heute abend in den Klub zum Ostereieressen? Es wird riesig gemütlich werden.“

„Zum — Eieressen?!“ Der Professor schnitt eine komische kleine Grimasse. „Da kann ich leider nicht mittun — ich bin nämlich ein Feind von Eiern — ich esse niemals Eier — kann gegen dieses Naturprodukt absolut nicht an.“

„Mensch — Heinzmann — Du magst Eier nicht?“ schrie Lenz, „Unglückswurm — das ist ja fürchterlich! Ich esse Eier in jeder Gestalt gern: Senfeier, Spiegeleier, Rühreier, —“

„Bitte, höre auf, Werner, mir wird bei der Vorstellung schon ganz elend —“

„Dann ist dir freilich nicht zu helfen, Otto! Hast du denn nichts vor heute am Osterabend?“

Jetzt verklärte ein Lächeln das Gesicht des Professors. „Freilich habe ich etwas vor“, lächelte er, „und zwar etwas, das mich lebhaft interessiert. Heute werde ich nämlich mein neues wissenschaftliches Werk beenden. Um recht ungestört zu sein, habe ich meine alte Dore beurlaubt — sie bringt den Osterabend bei Verwandten zu.“

„Na, dann guten Erfolg, du einsamer Spatz! Nur schade, daß du nichts vom Osterhasen hast . . .“
 lächelte der Professor: „Freund Lampe ist mir in der Tat lächelte der Professor: „Freund Lampe ist mir in der Tat lieber, als meine Eier! Auf Wiedersehen, Werner!“

„Auf Wiedersehen, Otto!“

Damit trennten die Freunde sich.

Professor Heinzmann besaß das Ideal einer Gelehrtenwohnung. Hohe, ruhig gelegene Zimmer im Parterregeschoß. Die Bewohner des ersten Stocks waren meist auf Reisen. Im zweiten Stock wohnte seit einem halben Jahr die Witwe eines Regierungsrates mit ihrer Enkelin in stiller Zurückgezogenheit.

Der Professor bekam die Damen selten zu Gesicht. Zuweilen kam es vor, daß auf der Treppe ein leichter Schritt hörbar ward, die Haustür klinkte und ein Schatten an Heinzmanns Fenster vorbeiglitt. Letztlich hatte dieser dann den Kopf etwas hastig zum Fenster hin gereckt. Dabei war das Grüblerische aus seinem Gesicht plötzlich wie weggewischt und hatte einem träumerischen Ausdruck Platz gemacht.

Ja, es war eine ideale Gelehrtenwohnung. Auch heute herrschte eine wundervolle Ruhe in dem Hause. Der schlürfende Tritt der alten Dore störte diese heute nicht. Aber fürsorglich hatte die treue Alte, bevor sie gegangen, im Eckzim-

mer den Abendtisch für ihren Herrn gedeckt — kalten Braten und Appetit-Eis, wie es der Professor besonders liebte. Doch vergessen stand die Tafel da, wie stets, wenn Heinzmann an seinem Werke schrieb.

Draußen lagen die ersten Schatten des sinkenden Osterabends. Im Zimmer des Professors aber brannte bereits die Arbeitslampe und warf ihr trauliches Licht auf das gesenkte junge Männerhaupt. Die Feder knirschte über das Papier; ein Ausdruck von hoher Spannung lag auf dem Gesicht des Schreibers. Die Brauen hochziehend, überlas er mit großer Aufmerksamkeit die leztbeschriebenen Seiten des Manuskripts. Tunkte darauf abermals die Feder ein und diktierte sich selbst: „Die Sirgänen, ein mongolischer Stamm in der Nähe Archanopolis, bezahlen ihre —“

Laut und schrill gelte in diesem Augenblick die Korridor-Klingel. Der Professor kraute die Stirn, ward sich aber gar nicht bewußt, daß es an ihm sei, zu öffnen, da niemand anders da war.

„Die Sirgänen, ein mongolischer Stamm in der Nähe Archanopolis,“ wiederholte er mit erhobener Stimme, „bezahlen ihre —“

Erneutes, schier gellendes Klingeln störte ihn bei der nächtlichen Stelle auf. Mühsam mit seinen Gedanken von den Sirgänen zur Gegenwart zurückkehrend, fuhr er sich über die Stirn und schaute unsicher zur Türe. Da tönte es abermals wie Sturmläuten an sein Ohr.

„Ach so“, machte Heinzmann gedehnt, sich plötzlich erinnernd, daß die Dore nicht da war. „Ja, ich muß ja wohl nachgehen . . .“

Damit erhob er sich, warf einen schmerzlichen Blick auf das Manuskript, schlang die langnachschießenden Schnüre seines Schlafrockes um die Taille, murmelte im Hinausgehen den unterbrochenen Satz vor sich hin. Und nun öffnete er.

Im selben Augenblick vernahm er fliehende Kinderfüße, das Zuschlagen der Haustür, und daß draußen die Flucht fortgesetzt wurde.

Beim Öffnen der Korridortür gewahrte er einen Gegenstand in einer Seidenpapierhülle auf dem Boden stehen. Mit naivem Erstaunen hob er ihn auf. Dabei glitt die Hülle ab. Ein Weidenkörbchen, reizend mit grünem Moos ausgepolstert, darauf gebettet wohl drei Duzend herrlich buntgefärbter Eier lagen, lachte dem Professor entgegen. Wie ein hilfloses Kind sah dieser auf das hübsche Präsent nieder.

„Ob ich das haben soll?“ murmelte er. „Wer mag der Geber sein? Es sieht ja sehr niedlich aus“, philosophierte er weiter und betrachtete das Körbchen von allen Seiten, „doch, — wa soll ich damit? Ich esse ja Eier nicht.“

Mit dem Korb in der Hand begab er sich zurück. Wollte erst damit in die Küche retirieren, fand dies dann aber doch freventlich und nahm das Ding mit in sein Zimmer. Und nun gewahrte er das Körbchen, das zwischen den Eiern steckte.

Er nahm es heraus und las: „Fröhliche Ostern wünschen Frau Dr. Wilde und Fräulein Inga.“

„I — wie kommen denn die Damen dazu, mir ein Osterangebinde zu machen? Unsere Bekanntschaft ist doch sehr neu . . .“ murmelte er, und vor seinem Geiste sah er eine spitznäsige ältliche Dame, die ihn durch ihr langstieliges Organon betrachtet hatte. Fräulein Inga, ebenfalls spitznäsig, ebenfalls mit bewaffneten Augen, und einem milde-dominierenden Lächeln um die schmalen Lippen . . .

Wohin mit dem Eierkorb?

Mit erwachender Ungeduld über den Zeitverlust, setzte der Professor das Ding auf den Schreibtisch und griff hastig zur Feder. Wobei war er doch stehen geblieben?

Richtig — bei den Sirgänen. Also es sollte lauten: die Sirgänen, ein mongolischer Stamm in der Nähe Archanopolis, bezahlen ihre Eier in — — — Zum Stix! was hatte er da geschrieben? Eier — Eier? Das kam, weil die Dinger da vor ihm standen! Es sollte ja heißen: Die Sirgänen bezahlen ihre Steuern in —

„Klingeling, Klingeling!“ zitterte es in diesem Moment durch das stille Haus. Nervös fuhr der Professor herum und dadurch die Feder in seiner Hand mit. Ein infamer Tintenflex auf diejenige Stelle im Manuskript, wo das Wort „Eier“ sich breit machte, war die Folge. Bevor noch der Professor die ganze Tragweite des Unglücks ermessen, wurde die Korridorklingel so stürmisch gezogen, als stehe das Haus in Brand.

„Was ist denn heute nur? Wenn die Dore daheim ist, pflegt doch in diese Abendstunde niemand mehr zu kommen!“
 Mit fliegenden Rockschößen setzte diesmal der Professor

hinaus. Er war aus seiner weihvollen Stimmung herausgerissen — aber gründlich, und seine Nerven fühlten dies.

Ein nett anzusehendes Dienstmädchen stand draußen. „Frau Direktor Griesbach lassen dem Herrn Professor ein fröhliches Osterfest wünschen und der Herr Professor möchten es sich recht schmecken lassen“, bestellte das hübsche Kind und belud gleichzeitig die Hände des Empfängers mit einem sorgfältig verpackten Gegenstände. Knixte, und war fort.

Mit perplexer Miene, völlig ratlos, sah der Professor auf die geheimnisvolle Last in seiner Hand nieder. Dunkel überkam es ihn, daß er veräumt hatte, zu danken. Frau Direktor Griesbach? Wer war das doch noch? Er strengte sein Gedächtnis an, aber wenn man im Geiste bei den Mongolen gewesen, so ist das Befinnen auf Damen, die junge Witwen sind, und gern wieder heiraten möchten, schwer. Endlich fand er den Wegweisen. Ihr Gatte, der Direktor Griesbach, war vor Jahresfrist bei einem Automobilunfall ums Leben gekommen.

Trotz dieser trüben Erfahrung hatte die Witwe Sinn dafür gehabt, eine Ostergabe eigener Art zu schenken. Ein Nest — ein Kiejenest, so reizend und reizvoll mit goldenen Strohhalmen und rosa Wattenstaum ausgepolstert, daß jeder Piepmatz seine helle Freude daran gehabt hätte. Und dieses riesengroße, süße, behagliche Nest angefüllt mit Eiern — dem Professor schwindelte — mit Eiern in allen Farben und oben drein mit hübschen Sinnprücken verziert.

Eigenes Nest — das Best' —

lachte es dem Beschauern in goldenen Lettern entgegen. Jedem anderen wären jetzt wohl die Augen aufgegangen über den Zweck, den die Geberinnen verfolgten. Wer aber, wie Heinzmann, völlig aufgeht in der Wissenschaft, vergißt darüber das wirkliche Leben. Auch Freund Lenzs Bemerkungen über den „Hahn im Korbe“, waren ihm längst entfallen und mit sehr gemischten Empfindungen murmelte daher der Professor nur: „Wie kommen nur die Leute dazu, mir solche Geschenke zu machen? Wohin soll ich mit all den Eiern? Die Dore — ja die Dore muß sie essen! — Doch — wie ist mir? Sagte nicht die Alte noch gestern, Eier verträgt mein Magen nicht?“ Ratlos sah er auf das Nest. Dann trug er es ungeschickt-vorsichtig ins Zimmer, blickte wieder ratlos umher und stellte es schließlich in die Sofaecke. Nun fiel sein Blick auf den Schreibtisch und auf das Manuskript und damit kam ihm das Doppelunglück wieder zum klaren Bewußtsein.

„Scheußlich — wirklich scheußlich, —“ murmelte er und wiegte mit ganz verstörter Miene den Kopf. Nahm Radiergummi und Federmesser und machte sich an die Arbeit. Allein er hatte heute entschieden Unglück mit seiner Sache. Schon ward die Stelle auf dem Papier, wo der ominöse Kex samt dem ominösen Wort sich befand, bedenklich durchscheinend, und plötzlich machte das Messer einen Hopper und nun klappte eine häßliche Lücke dem unglücklichen Urheber entgegen. In diesem hochgespannten Augenblick ging laut und scharf die Korridor Klingel.

Der Professor, dessen Ohr nun bereits geschärft war für diesen Klang, zuckte zusammen und sein Gesicht bekam einen so wildentsetzten Ausdruck, wie jemand blickt, der zu befürchten hat, die Häsher seien ihm auf den Fersen. Etwas Drohend-Abwehrendes trat in seine Haltung und seine Hand bebte, als sie glättend über das verunglückte Manuskript strich.

Allein des Geschickes Mächte waren stärker als er. Welcher Mensch, welcher Mensch von Bildung, könnte es kalten Blutes mitanhören, wenn jemand schellt, um Einlaß zu begehren, schellt und wieder schellt wenn es wie Sturmkläuten durch das Haus hallt und anzunehmen ist, es hänge Glück oder Unglück von dem Erfolge ab. Jedenfalls war dem Boten angedroht worden, unter keinen Umständen unverrichteter Sache wiederzukehren. Denn die Behemeng, mit der diesmal die Klingel gezogen ward, übertraf alles Dagewesene. Unter diesen Umständen sah Professor Heinzmann sich gezwungen, zu öffnen. Ein junger Bursche, einen großen verdeckten Korb am Arm, drängte sofort zur Tür herein. Diesen Burschen schuf offenbar „aus größerem Stoffe die Natur“, denn sogleich polterte er: „Na, de Barterei war doch to doll! Abers id würd' ja was up de Snut kregen, wenn id dit hier wedder mitbringen tät. Faten Se man fix to, fünst löppt am End noch de Hof' daon.“

Was blieb dem Professor Otto Heinzmann anderes übrig, als dem rohen Burschen zu willfahren? Mit der Miene eines Opferlammes sagte er denn auch wirklich „fix to“. Die drohend-abwartende Haltung des Burschen gewährend, kam es

ihm glücklicherweise in den Sinn, daß der Heberbringer ein Trinkgeld erwarte. —

Heinzmann entsann sich später dunkel nur, wie er mit der Last sein Zimmer erreicht hatte. Diese Last, die dem Korbe entnommen war, bestand in einer riesig großen, tiefbauchigen Schüssel aus blaudekoriertem Porzellan. In ihrer Mitte hockten drei munter dreinschauende Häschen aus Papiermaschee. Um sie herum türmte sich blendend weißes Salz und in dieses eingebettet Eier; glänzend rote, blaue, braune und gelbe Eier; Eier die Menge, Eier ohne Zahl. —

Der Professor wunderte sich nachgerade über nichts mehr. Er wäre auch garnicht überrascht gewesen, wenn der Postwagen vorgefahren wäre, ganz und vollständig mit Eiern angefüllt und diese alle wären an seine Adresse gewesen. Jedenfalls wollte das Schicksal ihn dafür strafen, daß er die allseitig so hochgeschätzten Eier verschmähte. Und jedenfalls bedeuteten die drei munteren Häschen eine Anspielung auf die drei Töchter der liebenswürdigen Geberin, die sich Frau Rentier Schilling nannte, wie in dem Begleitschreiben stand, und die dem „verehrten Hausfreunde“ ein fröhliches Osterfest wünschte. Unter der Schreiberin hatten sich die drei Töchter unterschrieben. Der Empfänger brauchte nur zu wählen zwischen Fräulein Ida, Fräulein Frieda und Fräulein Lisa. —

Mit einem Seufzer der Verzweiflung sank der Professor in den Schreibstisch nieder. Wohin er sah Eier — Eier die Menge, Eier ohne Zahl. Und alle diese Eierpenderinnen wollten bedankt sein — bedankt mit seinem eigenen Ich. Endlich war ihm dies klar. Und ebenso klar, daß seine kostbare Zeit verloren, daß er sein Werk heute nicht fertig bekam, daß er die verunglückte letzte Seite des Manuskripts herauslösen und durch eine sauber beschriebene ersetzen mußte, daß er —

In diesem Augenblick der Erkenntnis aller Drangsale die ihn bestürmten, halte abermals die Korridor Klingel durch die Stille. Und obwohl es ein recht geistetes, recht diskretes Klingeln war, war die Wirkung eine entsetzliche. Das Gesicht des Professors färbte sich blutrot und auf seiner Stirn trat die Zornesader mächtig hervor. Ein Ausdruck von grenzenloser, unbeherrschbarer Wut entstellte das träumerische junge Männerantlitz. Mit zwei Sähen war er hinaus und riß die Korridor tür auf: „Hinaus!“ schrie er, „hinaus mit den Eiern! Ich habe nichts mit Eiern zu tun, ich —“ Allein der kleinen Botin, die dort schlüchtern verlegen stand, mußte wohl eingetrichtert sein, sich durch nichts verschrecken zu lassen, denn in der folgenden Minute spielte sich zwischen Tür und Schwelle eine Szene ab, die an Großartigkeit der Pantomime einem Desorientierten Ehre gemacht hätte. Ein edler Wettstreit der Parteien, das geheimnisvoll verhüllte Präsent abzuliefern und abzulehnen, entstand, — ein Wettstreit, der bewundernswert zäh und beharrlich fortgesetzt wurde und vielleicht kein Ende gefunden, hätte nicht die Vorsetzung dies Ende gewaltsam herbeigeführt. Hatte die treubeforgte kleine Botin nun zu heftig ihre Gabe aufgedrungen, oder der Empfänger zu heftig abgemehrt? Genug, ein Schrei ward laut und nun ein klirrendes Getöse. Ihm folgten fliehende Kinderfüße; auf dem Boden zwischen Tür und Schwelle ein Rudel Scherben und bunter Eierschalen, durchsickert von köstlich gelbem fließendem Eidotter. Der Professor, mit einem Sprung darüber wegsetzend und in besinnungsloser Hast den Weg zum zweiten Stock nehmend. Was sich dort in den nächsten Minuten abspielte, umhüllt der Schleier des Geheimnisvollen. Nur so viel sei verraten, daß bald darauf zwei kleine geschickte Mädchenhände mittelst Handfeger und Wischtuch die Schwelle des Professors von der „Bescherung“ säuberten. Daß darauf die nämlichen flinken Mädchenhände unter Assistenz des Professors sämtliche Eierpräsente in den zweiten Stock beförderten; daß hier die alte Frau Regierungsrat herzlich lachte, und daß ein junger, holder Mädchenmund glückstrahlend versicherte, werde das morgen, am Ostermontag, aber ein fröhliches Eierluchen werden! Und wie selig die Augen der Kinder von der armen braven Aufwartefrau glänzen würden beim Finden der bunten Eier! — Selbstverständlich wohnte Professor Heinzmann der kleinen Veranstaltung bei, die so allersüßst und fröhlich ausfiel, daß das stille Haus wiederhallte von dem Jubel. War das ein Jauchzen und glückseliges Lachen, wenn die kleinen Eierlucher gefunden, was der gute Osterhase gebracht.

Doch auch der Professor, der eigentliche Ursacher dieser Freude, fand hier etwas. Etwas, das köstlicher war als alle Ostereier der Welt — ein Herz, ein liebes, goldenes Mädchenherz.

Der europäische Tisch in chinesischer Beleuchtung

In einem Briefe eines Chinesen — China ist ja jetzt ein hochmoderner Zeitungsstoff — haben wir unter anderem eine charakteristische Schilderung der Geweihe der Europäer gefunden, die dem braven Sohne des himmlischen Reiches natürlich Entsetzen einflößt. „Kannst Du Dir“ — so schreibt der Chinese an einen Landsmann im Innern des Reiches — „ein Volk vorstellen, das Wochen, ja Monate lang ohne einen Löffel Reis lebt? Dagegen machen sie sich gar keine Gewissensbisse, wenn sie das Fleisch von Ochsen essen, die sie in großen Mengen von wilden Schlächtern töten lassen. Und dann essen sie sogar auch Hammel; daher kommt es, daß sie alle fett sind wie Gummiden. Sie nehmen allerdings täglich ein Bad, um den Schmeckgestank los zu werden; aber das genügt nicht. Und dann bringen sie das Fleisch nicht in Würfelform auf den Tisch, sondern in großen Stücken, die sie mit scharfen Messern zerschneiden; und sie führen es nicht mit Holzstäbchen zum Munde, wie ein vernünftiges Wesen thun würde, sondern mit kleinen vierzinkigen Gabeln, so daß man Taschenspieler und Degenstücker zu sehen glaubt. Es ist wirklich ein Wunder, daß sie sich nicht manchmal in der Hast ein Stück von ihrem großen Nasen abschneiden oder sich die Spitzen der Gabel in die Augen jagen.“

Praktische Bewertung alter Strumpffüßlinge

Alte Füßlinge von Strümpfen wirkt man nicht achtlos weg, sondern man befehle sie mit Stoffresten, die man zu nichts anderem mehr verwenden kann. Dann fülle man sie recht fest mit Kleie, Sägespänen, ungebrochenen Haberföhrnen oder mit ganz klein zerrissenem Zeitungspapier. Oben, etwa beim Knöchel, näht man den Füßling gut zusammen und fest oben eine Gurtschlaufe an, wie solche zum Anfaßen der Bottinnen verwendet werden. Solche ausgestopfte Füßlinge verwendet man zum Ausstopfen des ungebrauchten Schuhwerks, das auf diese Weise geschont und faltenlos erhalten wird. Schuhe, die naß oder feucht geworden sind, läßt man zuerst auslüften und stopft sie dann mit solchen Füßlingen aus. Dies zieht alle Feuchtigkeit aus dem Leder und der Schuh bleibt in der guten Form. Auch die Gummi-

schuhe bleiben viel länger schön und gut, wenn man sie über solche Füßlinge zieht, nachdem man sie auswendig und inwendig gut gewaschen hat. Sehr zweckmäßig, ist es auch, die Füßlinge beim Knöchel nur gut anzubinden, damit man in der kalten Jahreszeit, oder wenn die Schuhe sonst ganz durchnäht worden sind, den Inhalt der Füßlinge auf einem Blech in der Feueröföbre oder in einer alten Koföföspanne erhitzen kann, um die Füßlinge damit ausstopfen und rasch in die Schuhe zu stellen. Diese heißen Füßlinge ziehen alle Feuchtigkeit aus den Schuhen. Auch wer an kalten Füßen leidet und zur rauhen Jahreszeit nicht ohne Unbehagen die kalten Lederschuhe anzieht, stellt mit dem angenehmen Resultat für eine Weile die heißen Füßlinge in die Schuhe. Um ein bequemes Einschieben der Füßlinge zu ermöglichen, kann man sich eine leichte Kartonschleife schneiden, die auf den Füßling zu nähen ist und auch die Ferse kann man in dieser Weise versteifen. Die Herstellung solcher praktischer Füßlinge wäre eine Arbeit, welche die Augen in keiner Weise anstrengt und die also auch vom ältesten Mütterchen oder Großvater ausgeführt werden könnte. Es ersäße dies manches Stündchen nutzbringenden Zeitvertriebes.

Neues vom Büchermarkt

„Vom Mädchen zur Frau“. Ein zeitgemäßes Erziehungs- und Gebuch. Allen reisenden Töchtern, Gattinnen, Müttern und Volkserziehern gewidmet. Von Frau Dr. Emmanuele E. M. Wener (München). Elegant kartoniert Mk. 2.—, in feinem Leinenband mit Futteral Mk. 3.—. Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart. — Ein Buch, das von den zahlreichen Anhängerinnen der bekannten Frauenärzötin und Volksrednerin seit Jahren erbeten und mit Spannung erwartet wurde. Und wir begreifen das; denn wer die zündende, tief aus dem Herzen quellende mitreisende Art des Vortrags der Verfasserin, ihre Welterfahrenheit und scharfe Beobachtungsgabe kennt, der erwartet mit Bestimmtheit auch in ihrer neuesten Arbeit wieder warmherzige beratende, tröstende, führende Worte für die Frau. Die Beweggründe, aus denen heraus das Buch entstanden ist, zeigt am besten sein Vorwort in den folgenden Sätzen: „Hier lege ich nieder den Ausdruck einer schmerzvoll tiefen, unabweißbaren Über-

zeugung, der Gewissen gewordenen Erkenntnis des Menschen, des Weibes — des Arztes in mir! Diese Erkenntnis und Überzeugung habe ich formulieren müssen zum Kampfruf gegen eine sexuell verfehlende Menschheit, zum Aufruf an eine irreführende, tiefe, verärgerte Frauenschaft, zum Ruf der Klärung, der Belehrung, der Bewahrung an unsere Töchter und Jungfrauen! Es sind Worte, tiefstem Herzen entfliegen, in heißem Mitleid gereift und von dem großen Sehnen getragen, sie möchten Unwissende lehren, Wollenden helfen, dem Edeltum der Frauenschaft aber Parole und Weirichtung werden!“ — Natürlich ist die Lesart sehr wichtiger, das bestimmte Leben behandelnder Fragen vollendeten Ernst und eine gewisse Reife des Denkens und Urteilens voraus. Es ist ein Buch für die Gattin und Mutter, ein Buch vor allem für die erwachsene Tochter, einerlei, ob sie sich zur Ehe entschließt oder allein bleibt. Jede einzelne Frage ist mit großem Sakt und feinem Verständnis behandelt. — Dies Buch kann aber auch im eminentesten Sinne des Wortes ein Buch für den Mann genannt werden. Jeder Zwanzigjährige sollte es studieren, jeder Gatte und Vater es beherzigen, soll er nicht stumpf und gleichgültig den wichtigsten Menschheitsfragen gegenüberstehen. Für Volkserzieher (Lehrer, Lehrerinnen, Geistliche, Ärzte usw.) ist es geradezu unentbehrlich. — Nach der passenden Einleitung findet die Erziehung des weiblichen Kindes (Vom Säugling bis zur Pubertätszeit — Die Schulerziehung — Die Jahre des Reifens — Die Berufsbildung) eingehende Behandlung. Ausfühölich wird dann die unmittelbare Erziehung und Vorbereitung für den Weiberberuf behandelt. Erwähnt seien hier die Abschnitte: Die sexuelle Aufklärung — Die Ehe — Gattenwahl — Die Brautzeit — Das Sexualleben in der Ehe — Denksprüche für die junge Ehe — Mutterschaft. Ein Schlußwort gilt der alleinlebenden Frau. Wer einmal mit dem Lesen des Buches begonnen hat, wird es nicht mehr aus der Hand legen, bis er auf der letzten Seite angelangt ist. So ist es denn erklärlich, daß acht Tage nach Erscheinen bereits das 11.—13. Tausend vorausgibt werden mußte, gewiß ein ganz ungewöhnlicher Erfolg! Wir wünschen nur, daß das frisch und lebendig geschriebene Buch Hunderttausenden in die Hände gelangen möge. Es wird überall reichen Segen stiften. Die prächtige Ausstattung des verdienstvollen und geistreichen Buches verdient größte Anerkennung.



Für Lungenkranke!

Katarrhe schwerer Art, Bronchitis, Influenza, Keuchhusten, beginnende Lungenschwindsucht bekämpft man am sichersten durch

Histosan.

Dieses seit Jahren mit großem Erfolg eingeführte Mittel ist in Krankenhäusern, Kinderspitälern und in den berühmtesten Heilstätten für Lungenkranke z. B. Davos, Arsa, Bozen, Meran etc. in stetem Gebrauch.

Fabrikantin:

HISTOSANFABRIK Schaffhausen.

Im Einklang mit der interkantonalen Kontrollstelle zur Begutachtung von Geheimmitteln anerkennt die Sanitätsdirektion in Zürich das seit 6 Jahren in einem Kantonshospital erfolgreich angewandte Histosan als Arzneimittel, weil es in vielen Fällen die Tuberkulose günstig beeinflusst.

Erhältlich in allen Apotheken (Tabletten od. Syrup) à Fr. 4.—, auf ärztliche Verordnung.

Pensionat für junge Mädchen, besonders für kath. Gröndl. Erlernung d. franz. Spr. Familienleben. Prosp. Beste Referenz. v. ehem. Pens. Melite Marie Poffet, rue Coulon 2, Neuchâtel. 163

Guter Rat!

Selbständige Hausfrauen sollten sich nicht durch eine überschwängliche Reklame verleiten lassen, etwas wirklich gutes, wenn auch weniger bekanntes zurückzuweisen.

Die vorzüglichen Produkte



TESTON

Bouillon-Würfel — Suppen-Würze Sellerie-Salz

übertreffen alle andern!

Rein, ohne jeden Beigeschmack.

Testonwerke Lotzwil.

!AVIS!

Die rühmlichst bekannte Haar-Weller-Presse „RAPID“ (D. R. P.) von Frau Dr. Edgar Heimann in Berlin ist nun in der Schweiz zu beziehen! „Onduliere Dich selbst in 5 Minuten!“ Sicherste Schonung der Haare! Kein Haarersatz mehr nötig! Das dünne Haar erscheint voll und üppig. Fort mit den Wicklern über Nacht! Anwendung einfach. Erfolg garantiert. Preis Fr. 4.— Hierzu passende „Haarweller Rotkäppchen“ aus Aluminium (Brief à 4 St.) Preis Fr. 1.20

Alleinvertretung für die Schweiz:

Frau Habich, Marktgasse 29, Winterthur

Lugano Töchterpensionat Cünier

(Institut Bertschy)

Gründlicher Unterricht in Sprachen sowie in andern Fächern. — Gutes Klima. schöne Lage; Sport. Referenzen und Prospekte. 155 (H. 485. O.)



Schuler's modernes Waschmittel

PERPLEX wäscht, reinigt und desinfiziert von selbst.

Kluge Damen

gebrauchen beim Ausbleiben der monatlichen Vorgänge nur noch „Förderin“ (wirkt sicher). Die Dose Fr. 3.—.

192 J. Mohr, Arzt, Lutzenberg (Appenzell A.-Rh.)

Singers

hygieischer

Zwieback

erste Handelsmarke von unerreichter Qualität, durch und durch gebackt, dem schwächsten Magen zuträglich. Angenehmes Tee- und Kaffee-Gebäck, ideales Nährmittel für Kinder, Kranke und Rekonvaleszenten. Im Verkauf in bessern Spezerei- und Delikatessen-Handlungen, und wo nicht erhältlich, schreiben Sie gefl. an die

Schweiz. Bretzel- und Zwiebackfabrik Ch. Singer, Basel XIII